



LAURA WALDEN

Das Versteck am Ende der Klippen

Schottlandroman



Inhalt

Cover

Über die Autorin

Titel

Impressum

Zitat

Portree, September 1924

London, Dezember 2014

Portree, Dezember 2014

Portree, Dezember 1919

Portree, Dezember 2014

Portree, Dezember 1919

Portree, Dezember 2014

Portree, Hogmanay 1919

Portree, Dezember 2014

Portree, Hogmanay 1919

Portree, Dezember 2014

Edinburgh, Januar 1921

Portree, Dezember 2014

Edinburgh, Januar 1921

Portree, Dezember 2014

Portree, März 1921

Portree, Dezember 2014

Portree, März 1921

Portree, Dezember 2014

Portree, April 1921

Portree, Dezember 2014

Portree, April 1921

Portree, Dezember 2014

Portree, Dezember 2014

Portree, Juli 1922

Portree, Dezember 2014

Portree, Juli 1922
Portree, Dezember 2014
Portree, Oktober 1922
Portree, Dezember 2014
Portree, Oktober 1922
Portree, Dezember 2014
Portree, Oktober 1922
Portree, Dezember 2014
Portree, November 1922
Portree, Dezember 2014
Portree, November 1922
Portree, Dezember 2014
Portree, Juni 1923
Portree, Dezember 2014
Portree, Juli 1924
Portree, Dezember 2014
Portree, September 1924
London, Dezember 2014
Portree, Dezember 2014
Portree, Januar 2015
Portree, Juli 2015
Rezept

Über die Autorin

Laura Walden studierte Jura und arbeitete einige Jahre als Rechtsanwältin in Hamburg. Doch dann siegte ihre Leidenschaft fürs Erzählen spannender Geschichten, und so entschied sie sich, die Schriftstellerei zu ihrem Beruf zu machen. Wie weise dieser Entschluss war, zeigt der Erfolg ihrer mitreißenden Romane, bei denen es immer um dunkle Familiengeheimnisse vor atemberaubender Landschaft geht.

Laura Walden

DAS VERSTECK AM ENDE DER KLIPPEN

Roman

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Antje Steinhäuser

Titelillustration: © getty-images/Simon Cameron Photography;

© iStockphoto/Andreyuu

Umschlaggestaltung: Jeannine Schmelzer

E-Book-Produktion: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-0693-4

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

O my Luve's like a red, red rose
That's newly sprung in June;
O my Luve's like the melodie
That's sweetly play'd in tune.

As fair art thou, my bonnie lass,
So deep in luve am I:
And I will luve thee still, my dear,
Till a' the seas gang dry:

Till a' the seas gang dry, my dear,
And the rocks melt wi' the sun:
I will luve thee still, my dear,
While the sands o' life shall run.

And fare thee well, my only Luve
And fare thee well, a while!
And I will come again, my Luve,
Tho' it were ten thousand mile.

»A Red, Red Rose«, Song von Robert Burns, 1794

PORTREE, SEPTEMBER 1924

Die junge Frau sang mit brüchiger Stimme: »O zorn'gen Schicksals welkend Weh'n, bleicht' meine Blätter so, O!«

Es klang nicht rein und erhaben, wie einst, als sie es mit dem Chor vorgetragen hatte. Nicht glasklar und engelsgleich, wie früher, wenn sie es an einem 25. Januar anlässlich der Feierlichkeiten im Gedenken an den großen schottischen Dichter Robert Burns dargebracht hatte. Weil sie den schönsten Sopran von allen und als Einzige eine ausgebildete Stimme besaß, hatte der Chorleiter sie vor vielen Jahren auserwählt, am Festtag das Solo zu singen. Nun war ihre Stimme heiser vom vielen Schreien, ermattet von den Tränen und krank von dem Husten, der sie seit Tagen marterte. Doch trotz der Schmerzen in ihrer Brust und in den Gliedern, die in der nasskalten Höhle steif gefroren waren, fuhr sie unbeirrt fort: »Mein Stamm war stark, mein Laub war grün, die Knospe schwellte froh, O! Der Tau fiel frisch, die Sonne schien, wie wuchs das Zweigwerk so!« Ihr Singen wurde immer mehr zu einem Krächzen, doch sie fuhr unbeirrt fort, ihrer Kehle diese grässlich klingenden Töne zu entlocken. Allein der Text und der Gedanke daran, dass es ein Leben vor dieser Hölle gegeben hatte, erwärmten sie für einen winzigen Augenblick, doch dann durchfuhr ein eisiges Zittern ihren Körper. Ein vom Meer kommender Windzug signalisierte ihr, dass das Ende nah war. Fast trotzig sang sie gegen diese Gewissheit an. »Doch zorn'gen Schicksals welkend Weh'n, bleicht' meine Blätter so, O! Doch zorn'gen Schicksals welkend Weh'n, bleicht' meine Blätter so, O!«

Ihre Stimme war lauter geworden. Das war kein Gesang mehr, das war ein Schrei, ein letzter Hilfeschrei, bevor sie in verzweifelter Schluchzen ausbrach.

»Liebster, hörst du mich?« Sie strich über das dicke, drahtige Haar des Mannes, dessen Kopf leblos auf ihrem Schoß lag und den sie nicht einmal sehen konnte, denn draußen herrschte finstere Nacht. Am Tag drangen wenigstens ein paar Lichtstrahlen durch die Mauer aus Geröll und Steinen in das Innere der Höhle, aber nun war es stockdunkel. Sie fuhr mit den Fingern zärtlich über sein Gesicht, erspürte seinen Mund, der halb geöffnet war, und hielt die Hand davor in der Hoffnung, seinen Atem zu spüren, aber da war nichts. Kein Hauch von Leben mehr. Ihre Hand tastete sich tiefer unter seine Jacke zu seiner Brust. Sie erschauerte, als sie in das klebrige Nass fasste, aber sie brauchte Gewissheit und ließ die Hand auf der Stelle liegen, an der sie so oft sein pochendes Herz gespürt hatte. Aber in seiner Brust war alles still.

Als sie die Hand nach einer halben Ewigkeit zurückzog, roch es metallisch. Er hatte viel Blut verloren. Sie hatte die Wunde zwar verbunden, nachdem ihn der mörderische Strumpf-Dolch knapp unter dem Herzen getroffen hatte, aber nur notdürftig, mit einem Taschentuch. Trotzdem hätte er diesen gemeinen Anschlag auf sein Leben sicher überlebt, wenn nicht ... Mit Schauern dachte sie daran, wie nur wenige Augenblicke, nachdem sein Peiniger geflüchtet war, ein ohrenbetäubender Lärm das Innere der Höhle erschüttert hatte. Sie hatte den Verletzten an der Hand gepackt und in Todesangst geschrien: »Raus hier, das ist ein Felsabbruch oben auf den Klippen!« In dem Moment hatte es bereits Steine von oben geregnet, und der Ausgang war im Nu verschüttet gewesen. Sie hatte nach Hilfe gerufen in der Hoffnung, dass er zurückkehren und sie retten würde, hatte er doch bereits mit dem Dolch seine bittere Rache genommen. Er hätte den Tod ihres Liebsten sicher in Kauf genommen, aber niemals den ihren. Dessen war sie sich so sicher gewesen. Dann jedoch war sein irres Lachen bis in das Innere der Höhle vorgedrungen.

»Das ist die Strafe Gottes. Auf immer vereint. Das habt ihr doch gewollt. Jetzt hat euch das Schicksal diesen Wunsch erfüllt!«

»Aber unser Kind. Wer soll sich denn um unser Kind kümmern?«, hatte sie gefleht.

Seine Antwort war ein lautes krankes Lachen gewesen. »Um den Bastard kümmere ich mich. Hörst du? Bastard! Bastard! Bastard!«

Obwohl ihr dieses irre Lachen eiskalte Schauer über den Rücken jagte, hatte sie sich in diesem Augenblick immer noch an die Hoffnung geklammert, lebend zu ihrem Kind zurückzukehren. Sie hatte ihn angefleht, Hilfe zu holen, aber er war schließlich, weiterhin wie ein Irrer lachend, davongeeilt.

Ein Hustenanfall schüttelte ihren geschwächten Körper. In ihrer Brust brannte es wie Feuer. Und trotzdem konnte sie kaum mehr die Augen offen halten. Sie hatte in den vergangenen Stunden mit letzter Kraft gegen das Einschlafen gekämpft, weil sie wusste, sie würde dann nicht mehr aufwachen, sondern in den ewigen Schlaf hinüberdämmern. Wenigstens ein letztes Schnippchen wollte sie dem sicheren Tod noch schlagen, aber nun war ihr Kampfgeist genauso erschöpft wie ihr geschundener Körper.

»Liebster, ich komme zu dir«, flüsterte sie ihm zu und schloss die Augen. Die letzten Tage zogen an ihr vorüber wie ein wirrer Traum. Sie hatte alles in ihr Tagebuch eingetragen, das sie bei sich trug. Seit Langem vertraute sie ihre geheimsten Gedanken dem geduldigen Papier an. Die vollgeschriebenen Bücher hatte sie ihrem Cousin zur Aufbewahrung anvertraut, seit sie eine Ahnung hatte, dass ihr womöglich Gefahr drohte. Das Schreiben in der Höhle hatte ihr die Kraft gegeben, nicht den Verstand zu verlieren. Er hatte die meiste Zeit geschlafen und im Schlaf gestöhnt. Ihr einstiges Paradies war zu einer einzigen Hölle

geworden. Nur das Schreiben hatte sie daran gehindert, sich neben ihn zu legen und einzuschlafen.

Sie faltete ihre Hände und betete, dass eines Tages jemand die verschüttete Höhle am Ende der Klippen entdecken und ihr Sohn die Wahrheit erfahren möge. Ja, nicht dem Liebsten galt ihr letzter Gedanke, sondern dem unschuldigen Kind, das der Willkür eines feigen Mörders ausgeliefert war.

Und dann dachte sie an gar nichts mehr, sondern hörte nur das Rauschen der anrollenden Wellen und das grollende Donnern, wenn sie sich mit voller Wucht an den Klippen unter ihnen brachen.

LONDON, DEZEMBER 2014

Fröstelnd stand Dona MacLeod am Fenster ihres Zimmers und suchte dort draußen die Themse, doch was sie sah, war nichts als Nebel. Sie war Nebel gewöhnt, nirgends war es so neblig wie in ihrer Heimat, der Isle of Skye, der Hauptinsel der Inneren Hebriden. Aber irgendwie war der Nebel nach ihrem Empfinden hier anders. Er lag wie eine zähe graue Masse über der Stadt, als wäre er aus Beton. Der Nebel zu Hause in Portree war mehr wie eine Wolke, die sich genauso schnell wieder auflöste, wie sie gekommen war. Anders als in London, wo das Wetter manchmal tagelang gleich bleiben konnte, gebärdete es sich auf der Insel wie eine launische Diva. Regen, Sonne, Hagel, Sturm und Nebel wechselten sich in rasantem Tempo ab. Schon von Kindheit an war Dona darauf eingestellt, dass sich ein strahlend blauer Himmel urplötzlich durch vom Meer kommende dunkle Wolken in völlige Finsternis verwandeln – wie auch ein düsterer Himmel von einer Minute zur anderen aufreißen konnte. In ihrer Schultasche war neben den Büchern, Heften und der Federtasche stets ein Regenschutz gewesen. Den hatte Dona allerdings zur großen Sorge ihrer Mutter selten benutzt. Sie liebte es nämlich, ungeschützt gegen Sturm und Nässe anzukämpfen, und war so manches Mal klitschnass aus der Schule gekommen. »Du bekommst eine Lungenentzündung«, hatte ihre Mutter sie stets gewarnt, aber merkwürdigerweise war sie wesentlich seltener an Grippe erkrankt als jene Schulfreundinnen, die sich in Wind und Wetter nur geschützt herausgewagt hatten.

Warum muss ich bloß jetzt an Portree denken, fragte sich Dona, sie hatte so lange nicht mehr an Zuhause gedacht. Sie wandte sich ab und legte sich noch einmal

unter das warme Federbett. Es war neun Uhr, und sie hatte einen ekelhaften Kater. Warum sollte sie aufstehen? Sie musste heute nicht ins Restaurant. Das *Tianavaig* hatte gestern seine Pforten für immer geschlossen. Bis tief in die Nacht hatten sie Abschied gefeiert und alles vernichtet, was die Whisky-Bar noch hergegeben hatte. Sie ballte die Fäuste, wenn sie nur daran dachte. Das *Tianavaig* war gerade auf Erfolgskurs gewesen, aber der Vermieter versprach sich mehr davon, an einen Modeladen zu vermieten, und hatte ihnen gekündigt. Damit war ihr Traum vom eigenen Restaurant wie eine Seifenblase geplatzt.

Dona war kaum eingeschlafen, als es an ihrer Tür klopfte. Verschlafen setzte sie sich auf. »Wer stört?«, brummte sie und spürte das Hämmern in ihrem Schädel deutlich. Sie hatte eindeutig zu viel getrunken.

Ihre beste Freundin und Mitbewohnerin Amy trat zögernd ins Zimmer. Sie sah auch nicht besser aus als sie, sondern verquollen und übernächtigt.

»Ginge, ich weiß nicht, ob das wichtig ist, aber auf unserer Reservierungsnummer war ein Anruf für dich.«

Amy hatte ihr den Spitznamen »Ginge« verpasst, weil sie behauptete, noch niemals zuvor so dickes, langes rotes Haar gesehen zu haben.

»Was kümmert uns, wer auf den Anrufbeantworter vom *Tianavaig* quatscht. Wir müssen ja nicht jedem Gast persönlich vom Ende unseres Traums berichten«, erwiderte Dona trotzig und wollte sich wieder die Bettdecke über den Kopf ziehen, aber etwas in der Miene ihrer Freundin hielt sie davon ab.

»Ich glaube nicht, dass es ein Gast war. Er gab sich als alter Freund von dir aus und meinte, es sei dringend. Er bittet um Rückruf. Ich habe dir mal seinen Namen und seine Nummer notiert.« Amy reichte Dona einen Zettel.

»Gordon MacArran? Ach du Schreck, woher hat der denn unsere Nummer?«

»Einer deiner vielen Verehrer?«, lachte Amy.

Dona stieß einen tiefen Seufzer aus. »Schlimmer, wir waren mal verlobt!«

»Was? Du warst mal verlobt? Davon weiß ich ja gar nichts!« Amy setzte sich auf die Bettkante der Freundin: »Erzähl!«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Er war mein erster Freund. Die Familien kannten sich. Schon als wir Kinder waren, orakelte man in Portree über unsere gemeinsame Zukunft. Eigentlich war das für alle ziemlich klar. Ich heirate Gordon und bekomme viele kleine MacArrans ...« Es war Dona gar nicht lieb, derart überraschend von ihrer Vergangenheit eingeholt zu werden.

»Und dann?«

Dona rollte genervt mit den Augen. »Willst du es wirklich wissen? Es ist nicht gerade ein Ruhmesblatt für mich.«

»Dann erst recht. Ich habe mich immer schon gewundert, dass du so wenig aus deiner Jugend erzählst. Ich habe es mir damit erklärt, dass Mädchen aus Portree braver sind als Girls, die in London aufgewachsen sind.«

»Genau, dabei könnten wir es doch belassen. Ich hatte nur einen Freund, Gordon, mit dem ich verlobt war und ...«

»Und?«

»Okay, okay, du gibst ja eh keine Ruhe, bis ich dir die ganze Geschichte erzählt habe ... Also, die Hochzeit war geplant. Meine Mutter ist völlig darin aufgegangen, sie war sogar mit mir nach Edinburgh gefahren, um das Hochzeitskleid zu kaufen. Ich sah aus wie ein Baiser, aber ich habe mich nicht gewehrt, weil ich schon längst Zweifel an dem Theater hatte. Mir war das alles zu vorgezeichnet, wenn du verstehst?«

»Oh ja, mich hätte keiner in einen Baiser gezwängt. Aber wie war er? Hast du ihn geliebt? Konntest du nicht mit ihm reden und ihm sagen, dass dir das ganze Drumherum zu viel wird?«

Es fiel Dona nicht leicht, über diesen Teil ihres Lebens zu reden, den sie gern für immer verdrängt hätte. Und sofort kam auch wieder das schlechte Gewissen Gordon gegenüber hoch. Und nicht nur ihm, sondern auch ihren Eltern gegenüber.

»Sagen wir mal so. Ich mochte ihn. Ich kannte ja keinen anderen, jedenfalls nicht näher. Und mit sechzehn war ich auch sehr verknallt in ihn, weil Gordon einfach der attraktivste Typ der ganzen Insel war. Er war umschwärmt und studierte schon in Edinburgh Jura. Er stammt aus einer traditionellen Notarfamilie, und für ihn gab es keinen Zweifel, dass er in die Fußstapfen von Vater, Großvater und Urgroßvater treten würde, so wie ich dann ...« Sie unterbrach sich, denn es kostete sie wirklich Überwindung, über diese alte Geschichte zu sprechen. Sie warf einen flüchtigen Blick auf den Zettel in der Hoffnung, dass es sich um einen anderen Gordon handelte, aber es gab keinen Zweifel. Auch die Telefonnummer sprach Bände. Keine Frage: Es war die Vorwahl von Portree.

»So wie du?«, hakte Amy ungeduldig nach.

»Wie ich die Whisky-Destillerie meines Vaters erben sollte.«

»Wow, deshalb deine fundierten Kenntnisse.«

»Ja, ich habe gleich nach der Highschool dort gearbeitet.«

»Nun lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen! Wie ging es weiter?« Aus Amys Augen blitzte die nackte Neugier.

»Wir haben uns nur am Wochenende gesehen, und die ersten Jahre war es auch schön, vor allem bin ich gar nicht auf den Gedanken gekommen, dass ich ein anderes Leben führen dürfte als das, was alle von mir erwarteten. Aber kurz vor der Hochzeit kamen mir erhebliche Zweifel. Ich hatte plötzlich das Bedürfnis, doch zu studieren, wie ich es eigentlich schon immer gewollt hatte, und über den Tellerrand hinauszusehen.«

»Und warum hast du das deiner Familie und deinem Verlobten nicht genauso gesagt?«

»Habe ich«, seufzte Dona. »Mein Vater hat gesagt, du musst nicht Wirtschaft studieren, um unser Unternehmen weiterzuführen, du musst dich nur von mir anlernen lassen. Damit war für ihn das Thema durch. Und Gordon hat ihm beigespflichtet. Nach dem Motto: *Du wirst vor Ort gebraucht. Du bist die Stütze deines Vaters*, bla bla bla, die beiden Männer waren jedenfalls immer einer Meinung.«

»Hm, klingt doch nicht so märchenhaft, wie ich anfangs dachte. Ich sah dich schon als reiche Highlandprinzessin.«

»Haha, aber ich habe mich einfach nicht getraut, ihnen die Wahrheit zu sagen. Dass ich ersticke, wenn ich mich nicht wenigstens einmal in die Welt da draußen wage. Weißt du, es ist schwer, wenn die anderen dein Schicksal bereits besiegelt haben.«

»Und was hast du getan? Hast du deinen Gordon etwa am Traualtar stehengelassen?«

Dona lachte gequält. »Nicht ganz. Ich habe eine Woche vor der Hochzeit meine Sachen gepackt und mich heimlich davongeschlichen. Erst nach Edinburgh und dann weiter nach London.«

»Oh je, und wie haben sie reagiert?«

Dona zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich habe Gordon und auch meinen Eltern Briefe dagelassen, in denen ich versucht habe, mich zu erklären. Und nach ein paar Monaten habe ich zu Hause angerufen, mein Vater war dran, und weißt du, was er sagte?«

»Ich kann es mir fast denken«, stöhnte Amy und nahm ihre Freundin in den Arm.

»Ich habe keine Tochter mehr, hat er ins Telefon gebrüllt«, murmelte Dona und die ganze verdrängte Trauer nahm so von ihr Besitz, dass sie in Tränen ausbrach. Amy wiegte die Freundin tröstend in ihrem Arm, bis Dona sich seufzend aufrichtete.

»Jetzt kennst du meine Geschichte. Und du kannst dir vorstellen, dass ich nicht mehr daran denken wollte. Diese Mischung aus schlechtem Gewissen und der Verletzung, dass mein Vater mich verstoßen hat, war unerträglich.«

»Vielleicht hat er das nur im Zorn gesagt und es gar nicht so gemeint.«

»Was meinst du, wie oft ich mir das vorgestellt habe und den Hörer in der Hand hatte, um zu Hause anzurufen, aber ich habe mich nicht getraut.«

»Und wie lange ist das her?«

»Acht Jahre.«

Amy deutete auf den Zettel mit Gordons Nummer, den Dona immer noch verkrampft in ihrer Hand hielt.

»Und wirst du ihn anrufen?«

»Wenn ich das wüsste. Ich frage mich nur, wie er überhaupt an die Reservierungsnummer vom *Tianavaig* gekommen ist.«

»Keine Ahnung. Finde es heraus. Er scheint dich jedenfalls nicht vergessen zu haben. Er klang aufgeregt und hatte eine sehr schöne Stimme.«

Dona lächelte. »Ja, Gordon MacArran hatte den wohlklingendsten Bass der Isle of Skye.«

»Soll ich rausgehen oder dir beistehen, während du es hinter dich bringst?«, fragte Amy mitfühlend.

»Ich glaube, ich wäre lieber allein.«

Amy strich Dona noch einmal über die rote Mähne. »Ach, meine Ginge«, raunte Amy und verließ das Zimmer.

Dona blieb eine ganze Weile wie erstarrt auf ihrem Bett sitzen, bevor sie schließlich aufstand und nach ihrem Telefon griff. Ihr Herz klopfte bis zum Hals, als sie Gordon MacArrans Nummer wählte. Und ihr Herzschlag drohte beinahe auszusetzen, als er sich meldete.

»Gordon MacArran.«

Diese Stimme, durchfuhr es sie, die mich damals für ihn eingenommen hat, neben seiner stattlichen Größe von fast einem Meter neunzig und seinen blonden Locken. Donas

Mund war so trocken, dass sie befürchtete, kein Wort hervorzubringen, doch dann räusperte sie sich und sagte mit heiserer Stimme: »Hier spricht Dona, Dona MacLeod. Du hast eine Nachricht auf unserer Restaurantnummer hinterlassen, dass ich zurückrufen soll.«

»Dona«, stieß er in einem Ton aus, als könnte er es nicht glauben. »Dona, bist du es wirklich? Ich habe es gar nicht zu hoffen gewagt, aber ich war mir sicher, dass das in der Zeitschrift dein Foto war.«

Dona dämmerte sofort, worauf er anspielte. Im letzten Jahr hatte es eine euphorische Gastrokritik über das *Tianavaig* in einer großen britischen Zeitschrift gegeben. Mit Fotos von Amy und ihr.

»Du hast den Artikel gelesen?«

»Ja, und da habe ich gedacht: Wow, Dona hat ihren Weg gefunden, obwohl es ein bisschen merkwürdig war, zu lesen, dass du ein Restaurant betreibst. Also, als Gastronomin habe ich dich nie gesehen.«

»Ich habe Betriebswirtschaft studiert, und das *Tianavaig* war schon im Studium mein Lieblingsrestaurant. Und als die alten Besitzer es aufgeben wollten, haben sie mich gefragt, ob ich es nicht übernehmen wollte. Da war ich gerade sehr unzufrieden mit meinem Job als Assistentin der Geschäftsführung und habe zugegriffen. Du hast dann auch sicher gelesen, dass es die beste Whisky-Bar Londons hatte?«

»Ja, das ist mir nicht entgangen. Vielleicht hätte das deinen Vater versöhnt.«

Jetzt konnte Dona nicht länger an sich halten: »Oh Gott, wie geht es Mom und Dad?«

Gordon antwortete nicht gleich, sondern stieß stattdessen ein paar tiefe Seufzer aus.

Dona spürte einen Kloß im Hals. Sie hatte noch keinen einzigen Gedanken an die Frage verschwendet, was es bedeuten konnte, dass Gordon sie nach so vielen Jahren aufgespürt und kontaktiert hatte ... Die Erkenntnis, dass es

nicht unbedingt etwas Gutes zu bedeuten haben konnte, breitete sich wie ein schleichendes Gift in ihrem Körper aus, und ihr wurde übel.

»Dona, ich muss dir ...« Gordons Stimme brach ab.

Dona ließ sich stumm auf einen Stuhl gleiten. Sie war kein Mensch, der in hysterische Schreie ausbrach, wenn ihr etwas wirklich Schlimmes widerfuhr, sondern sie verfiel eher in einen Zustand der Lähmung.

»Es ist ein Unglück geschehen. Deine Eltern sind mit dem Boot rausgefahren und nicht von ihrer Tour zurückgekommen. Eben hat man sie in der Holloman Bay auf Raasay gefunden ...« Er brach ab und fragte besorgt:

»Dona, bist du noch dran?«

Dona nickte stumm, doch dann fiel ihr ein, dass er ein Lebenszeichen von ihr erwartete.

»Ja, ja, sie haben also ihre Leichen am Strand gefunden ... aber wie konnte das passieren? Die ›Rosedale‹ ist das sicherste Boot, das es überhaupt gibt«, sagte sie mit monotoner Stimme.

»Sie haben sich ein neues Schiff gekauft, aber von der neuen *Rosedale* gibt es keine Spur. Es ist offenbar zwischen Portree und Raasay gesunken.«

»Ja, so wird es sein«, murmelte Dona.

»Sag mal, hast du wirklich begriffen, was geschehen ist?«, erkundigte sich Gordon.

»Meine Eltern sind tot. Was ist daran nicht zu verstehen?«, antwortete sie unwirsch.

»Ich meine nur, weil du keinerlei Regung zeigst. Da mache ich mir Sorgen. Ich dachte, ich setze mich jetzt ins Auto und hole dich ab. Das sind tausend Kilometer. Ich bin also in etwa zehn Stunden bei dir, ich schlafe eine Runde, und dann fahren wir zurück.«

»Das ist lieb von dir, Gordon, aber ich werde einen Flieger nach Inverness nehmen und dort einen Mietwagen. Lass mich erst mal begreifen, was geschehen ist.«

»Aber ich weiß nicht, ob ich dich allein lassen kann.«

Wenn es nicht alles so traurig wäre, Dona hätte laut aufgelacht. Offenbar war für Gordon MacArran die Zeit stehen geblieben.

»Gordie, ich war acht Jahre allein, und ich bin nicht mehr die kleine Dona«, erwiderte sie schroffer als beabsichtigt. Aber immerhin hatte sie ihn bei seinem Kosenamen genannt.

»Entschuldigung, ich wollte dir nicht zu nahe treten. Und wahrscheinlich hast du auch einen Herren an deiner Seite, der dich begleiten wird.« Das klang gekränkt, und sofort meldete sich Donas schlechtes Gewissen. Es war doch unglaublich großzügig von ihm, ihr seine Hilfe anzubieten. Schließlich hatte sie ihn vor der Hochzeit verlassen und damit schwer kompromittiert.

»Du musst dich nicht entschuldigen. Verzeih mir, aber ich bin völlig durcheinander. Trotzdem will ich dir das nicht zumuten, diese Strecke zu fahren«, bemerkte sie versöhnlich, ohne auf die Anspielung bezüglich des ›Herren‹ einzugehen. Ihr stand nicht der Sinn danach, Gordon nach so langer Zeit aus ihrem unglücklichen Beziehungsleben zu berichten. Natürlich hatte es diverse Männer in den vergangenen acht Jahren gegeben, aber es waren mehr oder minder unbedeutende Affären geblieben. Und das hatte bestimmt nicht an den Männern gelegen, sondern eindeutig an ihr. Immer, wenn es ernster geworden war, hatte sie einen Vorwand gesucht, um sich zurückzuziehen. Ihre Freundin Amy nannte sie manchmal ›die schottische Herzensbrecherin‹, denn Dona konnte sich einfach nicht auf etwas Verbindliches einlassen.

»Gut, soll ich für dich im Internet gucken, wann ein Flug geht?«, fragte Gordon.

Dona atmete tief durch. Da war es wieder, das Gefühl, das sie oft während ihrer Beziehung beschlichen hatte: Gordon behandelte sie wie ein unmündiges Kind, aber sie wollte ihn nicht schon wieder vor den Kopf stoßen.

»Ja, dann schau doch eben mal«, seufzte sie.

»Gut, ich rufe dich gleich an. Ich habe ja deine Nummer, wenn es dein Telefon ist, von dem du mich angerufen hast.«

»Ist es«, erwiderte Dona knapp. Täuschte sie sich oder versuchte Gordon gerade herauszubekommen, ob sie das Telefon eines Mannes benutzte? »Bis gleich!«

Eine Zeitlang blieb sie auf dem Stuhl sitzen und rührte sich nicht. Ihr Verstand wusste zwar, was geschehen war, doch in ihrem Herzen war die grausame Nachricht noch nicht angekommen.

Ihr Herz klopfte zum Zerbersten, und sie fühlte sich wie gelähmt. Hastig griff sie zu der Packung mit Tranquilizern, die ihr ein Arzt verschrieben hatte, als sie ihm von ihren seit geraumer Zeit auftretenden Ängsten berichtet hatte. Er behandelte sie bereits seit Längerem wegen ihrer Migräneanfälle und hatte ihr deutlich gemacht, dass das mit den Beruhigungstabletten keine langfristige Lösung wäre – sich aber bereit erklärt, sie ihr bei dem ganzen Stress um die Kündigung des *Tianavaig* zu verschreiben. Tatsächlich hatte ihr das Mittel dabei geholfen, ihre innere Unruhe und die diffusen Ängste in Schach zu halten. Wer hätte gedacht, dass es noch schlimmer kommen würde, fragte sich Dona und malte sich in Gedanken aus, was der Tod ihrer Eltern für Konsequenzen haben würde. Sie musste, ob sie es wollte oder nicht, zumindest zur Beerdigung zurück in ihre Heimat, an jenen Ort, an dem auch ihr körperliches Leiden angefangen hatte. Und zwar genau an dem Abend, an dem sie sich zum ersten Mal verzweifelt gefragt hatte, ob es nicht irgendeinen Ausweg aus der Misere geben konnte, da hatte der Kopfschmerz sie zum ersten Mal überfallen und aus ihr in kürzester Zeit ein am Boden kriechendes Bündel gemacht. Nachdem sie am nächsten Tag wieder zum Menschen geworden war, hatte ihr Entschluss festgestanden: Sie musste dem Ganzen entfliehen!

Dona massierte sich vorsorglich die Schläfen, aber in diesem Augenblick verspürte sie weder einen Anflug von

Kopfschmerzen, noch wurde sie von Ängsten gemartert. Im Gegenteil, in ihr herrschte gähnende Leere, als ob die schreckliche Nachricht gar nicht zu ihr durchgedrungen wäre.

Dona merkte nicht, wie die Tür leise aufging und Amy sich ihr vorsichtig näherte.

»Was ist geschehen? Du siehst aus wie der Tod«, sagte die Freundin und ihr Blick blieb an der Packung Buspiron hängen.

»Was ist passiert? Was hat dir der Kerl getan? Und was ist das da?«

»Ich muss packen«, entgegnete Dona und stand auf. Urplötzlich setzten ihre Empfinden wieder ein. Ein Beben durchfuhr ihren ganzen Körper und sie kam ins Schwanken, doch Amy konnte sie auffangen, bevor sie stolperte.

»Du sagst mir jetzt sofort, was los ist«, befahl Amy.

»Meine Eltern ... meine Eltern sind beide tot!«

Amy schlug entsetzt die Hände vors Gesicht. »Oh Gott, oh Gott«, stammelte sie und drückte Dona ganz fest an sich.

Diese Geste der Freundin ließ bei Dona alle Dämme brechen. Sie schluchzte verzweifelt auf. »Verdammt, sie können sich doch nicht einfach aus dem Staub machen, bevor wir uns versöhnt haben.«

»Heul dich aus, Ginge, heul dich richtig aus«, murmelte Amy, während sie der Freundin tröstend übers Haar strich. »Aber seit wann nimmst du die denn?«, hakte sie schließlich nach.

»Ach, die nehme ich ja gar nicht regelmäßig«, versuchte Dona abzuwiegeln und ließ die Tabletten in einer Schublade verschwinden, als könnte sie dieses heikle Thema damit aus der Welt schaffen.

Amy ließ es dabei bewenden und fragte mit Rücksicht auf den desolaten Zustand der Freundin nicht weiter nach.

Dona löste sich abrupt aus Amys Umklammerung. »Ich muss jetzt packen!«

»Du willst in diesem Zustand fahren?«

»Ich muss. Ich kann es erst glauben, wenn ich sie sehe. Verstehst du? Ich muss sie noch einmal sehen.«

»Gut, dann komme ich mit!«, erklärte Amy entschieden.

»Aber du kannst doch nicht alles stehen und liegen lassen«, entgegnete Dona schwach, die nichts lieber gehabt hätte, als Amys Begleitung auf ihrer Reise in die Vergangenheit zu sein.

Amy lachte trocken auf. »Was liegenlassen? Schon vergessen? Wir haben das *Tianavaig* gestern für immer geschlossen. Was mich erwartet, ist das Klinkenputzen bei allen halbwegs anständigen Londoner Restaurants. Und ganz ehrlich, ich reiße mich nicht darum. Außerdem läuft mir das nicht weg. In einer Woche kriege ich auch noch einen neuen Job, oder eben nicht.«

»Sie werden sich um dich reißen! Alle haben den Artikel gelesen und wissen, dass du eine Meisterin der neuen englischen Küche bist. Ich zitiere: *Fettig, schwer und geschmacksneutral war einmal! Und Jamie Oliver ist lange nicht mehr der Einzige, der den Gaumen mit englischer Küche zum Schmelzen bringt ...*«

»Das wissen sie aber auch noch nächste Woche. Hand aufs Herz. Möchtest du, dass ich dich begleite, oder stört es dich eher?«

Dona fiel Amy zum Dank um den Hals. »Das wäre der schönste Freundschaftsdienst, den du mir erweisen könntest. Natürlich möchte ich, dass du mitkommst. Ich habe Angst, Angst und noch mal Angst.«

»Gut, dann packe ich auch. Wann fliegen wir?«

Dona zuckte mit den Achseln. »Gordon sucht einen Flug für mich raus und ruft gleich zurück.«

In dem Augenblick klingelte Donas Telefon. Es war Gordon, der ihr mitteilte, dass es auf dem Flug nach Inverness um 18 Uhr einen freien Platz gebe, den er für sie

angesichts des akuten Notfalls telefonisch reservieren dürfe.

»Super, dann reserviere doch bitte zwei Plätze für die 18-Uhr-Maschine«, sagte sie hastig.

»In Ordnung! Dann bräuchte ich noch den Namen deines Begleiters.« Der unwirsche Unterton in seiner Stimme entging Dona nicht.

»Henderson. Amy Henderson!«

»Amy? Das ist aber ein Frauenname.«

»Ja, Amy Henderson ist eine Frau!«

Dona spürte förmlich, wie es in Gordons Hirn arbeitete und er sich fragte, ob sie lesbisch geworden war, aber sie sagte nichts, nur: »Dann bis nachher. Ich melde mich, sobald wir in Portree angekommen sind. Wahrscheinlich wird es so spät, dass wir uns erst morgen sehen. Weißt du, wie wir ins Haus kommen?«

»Ich sage Miss Armstrong Bescheid, dass ihr kommt.«

Miss Armstrong? Wie lange hatte Dona nicht mehr an die gute Seele des Hauses MacLeod gedacht. Sie war nicht nur Haushälterin, sondern auch ihr Kindermädchen gewesen.

»Oh ja, bitte sag ihr Bescheid, dass sie uns vielleicht das Gästezimmer herrichten könnte. Und Gordon, ich möchte sie sehen. Hörst du?«

»Kein Problem. Sie werden in der Kapelle aufgebahrt.« Seit Dona ihm gesagt hatte, dass sie nicht allein nach Portree kommen würde, hatte Gordon einen geschäftsmäßigen Ton angeschlagen.

»Bis dann«, sagte sie und beendete das Gespräch.

»Und freut er sich, dich wiederzusehen trotz des schrecklichen Anlasses?«, fragte Amy neugierig.

»Ich glaube, er denkt, dass du meine Freundin bist.«

»Bin ich doch auch. Und deine beste dazu, hoffe ich doch.«

»Amy, er hält dich wohl für meine Geliebte.«

»Lass ihn doch. Das würde ihm erklären, warum du bei Nacht und Nebel abgehauen bist.«

»Hast du schon gepackt? Wir müssen um halb fünf am Flughafen sein.«

»Kein Problem. Ach, ich bin so froh, dass ich dich nicht allein deinem Schicksal überlassen muss.«

»Und ich erst! Ich habe es zwar immer noch nicht ganz begriffen, aber ich bin heilfroh, dass ich morgen nicht allein bin, wenn ich sie ...« Ihr traten Tränen in die Augen.

Amy nahm ihre Hand und drückte sie. »Keine Sorge, ich weiche nicht von deiner Seite, auch nicht, wenn du deine Eltern zum letzten Mal siehst.« Sie unterbrach sich und kämpfte nun selber mit den Tränen.

Wie in Trance packte Dona ihren Koffer. Es kam ihr so vor, als wäre sie in einem Albtraum gefangen, aus dem es kein Erwachen gab. Hastig holte sie die Tabletten aus der Schublade und stopfte die Packung in ihre Handtasche, aber nicht, ohne vorsichtshalber noch eine weitere Tablette zu schlucken.

PORTREE, DEZEMBER 2014

Es war kurz vor 16 Uhr, als sich über die kleine Hafenstadt Portree bereits der Mantel der Dämmerung legte. Da bis vor einer halben Stunde die Sonne geschienen hatte, herrschte am Himmel ein atemberaubendes Lichterspiel. Wild aufgetürmte Wolkenberge waren von blutroten Wolkenbändern durchzogen. Es sah aus wie gemalt. Besonders, wenn man wie Gordon MacArran von dem Fenster eines viktorianischen Stadthauses in der Beaumont Crescent einen bezaubernden Blick auf die bunten Häuser in der Quay Street genoss. Die rosa, hellblau und zartgrün getünchten Fassaden wirkten im Licht der Dämmerung über dem grauen Meer wie verspielte Farbkleckse. Dieser südländisch wirkenden Kulisse am Hafen hatte Portree sein italienisches Flair zu verdanken.

Der Anwalt und Notar aber hatte kein Auge für die Schönheiten der Natur. Er tigerte nervös von einem Ende seines Büros zum anderen, warf nur hin und wieder einen flüchtigen Blick aus dem Fenster, nahm aber nichts von dem wahr, was sich dort draußen abspielte. Er war in seinen Gedanken gefangen, denn das Telefonat mit Dona hatte ihn bis in sein Innerstes aufgewühlt. Und es missfiel ihm außerordentlich, dass sie nicht allein nach Portree kam. Selbst wenn diese Amy nicht ihre Geliebte war, sie störte in jedem Fall. Er hatte gehofft, sich als starke Schulter und Tröster unentbehrlich zu machen, und der Platz schien nun besetzt.

Gordon ballte die Fäuste. Nicht auszudenken, wenn die Anwesenheit dieser Fremden seine Pläne durchkreuzte.

Er hatte Dona nie vergessen können. Und er hatte ihr bis heute nicht verziehen, was sie ihm angetan hatte. Es war nicht nur der Schmerz über ihren Verlust gewesen, der

ihn an den Rand des Wahnsinns getrieben hatte. Nein, sie hatte mit ihrer Flucht viel mehr zerstört als nur sein Herz. Monatelang war die geplatzte Hochzeit der beiden *das* Inselgespräch gewesen. Er hatte weder zum Bäcker noch zum Arzt gehen können, ohne dass ihn diese mitleidigen Blicke getroffen hätten. Fremde Leute am Hafen hatten ihm Trost zugesprochen. Wie er diese hohlen Sprüche gehasst hatte: *Das Leben muss weitergehen!* oder *Die Zeit heilt alle Wunden!* Nichts war wie vorher, in seiner Seele gab es eine eiternde Wunde, die nicht heilen wollte. Nach außen hatte er funktioniert, wie es sein Vater und auch Donas Vater von ihm erwarteten. *Ein Junge weint nicht*, das hatte er so verinnerlicht, dass er keine einzige Träne ihretwegen vergossen hatte. Und dort, wo die Trauer nicht wohnen durfte, war der Hass gewachsen.

Natürlich hatten alle, die Leute aus dem Ort und die Familien, auf seiner Seite gestanden. Keiner hatte Verständnis für Donas Verhalten gehabt. Wie oft hatte er in der Zeit danach mit Donas Vater nachts in der Bar der Destillerie gesessen und sich mit ihm bis zur Besinnungslosigkeit besoffen. Auch Jamie MacLeod hatte keine Schwäche zugelassen, sondern stereotyp verkündet, dass er keine Tochter mehr habe. Die Einzige, die Trauer zugelassen hatte, war seine Frau Alison gewesen. Man hatte sie nur noch mit einer Sonnenbrille durch den Ort schleichen sehen, um ihre verweinten Augen dahinter zu verbergen. Sie hatte sich wohl niemals von dem Schock erholt, ihre Tochter auf diese Weise verloren zu haben. Wenn es nach ihr gegangen wäre, so hätte sie sicherlich Nachforschungen über Donas Aufenthaltsort angestellt, aber niemals hätte sie den Mut aufgebracht, es hinter Jamies Rücken zu tun. Umso mehr hatte sich Gordon darüber gewundert, dass der knallharte Jamie bei ihm als seinem Testamentsvollstrecker vor knapp einem Jahr sein Testament hinterlegt hatte mit dem Hinweis, seine Tochter erbe alles.

Gordon hatte natürlich einen Blick auf das Dokument geworfen und sich über die Maßen darüber geärgert, dass Jamie das Testament nicht von ihm als seinem Notar durch die zweite Unterschrift, die nach schottischem Recht erforderlich war – und zwar von jemandem, der nicht im Testament bedacht wurde –, hatte bezeugen lassen, sondern von seinem Brennmeister Alister Broun. »Was hat der Kerl mit deinen privaten Angelegenheiten zu tun?«, hatte Gordon seinen Freund gefragt. »Ich vertraue ihm voll und ganz«, hatte Jamie erwidert. »Und mir nicht?«, hatte Gordon beleidigt erwidert, weil das erneut ein Zeichen war, wie sehr Gordon und Jamie sich voneinander entfremdet hatten.

Sehr zu Gordons Missfallen war Jamies Vertrauter seit geraumer Zeit sein neuer Braumeister, der Gordon schon auf den ersten Blick suspekt gewesen war. Er war ein Fremder von der Insel Islay und übte mittlerweile erheblichen Einfluss auf Jamie aus. Die beiden Männer hatten für ihre Single Malts besonders gute Sherryfässer aus Spanien beziehen können, von deren Aromen alle Welt schwer begeistert war, nachdem der erste Malt aus dieser Serie jüngst in Flaschen abgefüllt worden war. Außerdem fand ein achtzehnjähriger Malt gerade reißenden Absatz, nachdem der Braumeister Jamie auch beim Marketing offensichtlich mit Rat und Tate zur Seite gestanden hatte. Jedenfalls munkelte man in Portree, der Mann sei ein wahrer Zauberer, wenn es um Whisky ging.

Statt in die drohende Pleite abzudriften, schrieb das Unternehmen, seit dieser Kerl Jamies rechte Hand geworden war, wieder schwarze Zahlen. Ein Grund, dass der Kaufpreis, den ein großer Konzern Jamie MacLeod geboten hatte, überdurchschnittlich hoch war. Die Brennerei Dunvegan war die zweite – und im Vergleich zu Talisker die kleinere – auf der Insel. Dafür gehörte sie zu den wenigen in Privathand verbliebenen Destillierungen ganz Schottlands. Der große Konkurrent Talisker war nie ein

Familienbetrieb gewesen wie Dunvegan. Schon in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts hatte der legendäre John Walker Anteile an der Destillerie erworben. Gordons Meinung nach war eine Destillerie in Privathand ein Auslaufmodell, das früher oder später an den Erfordernissen des modernen Markts scheitern musste. Das alles hatte er Jamie in aller Deutlichkeit klargemacht und ihn schließlich davon überzeugen können, dass auch er keine andere Wahl hatte, als den Vertrag mit Dessos zu unterschreiben. Was war bloß geschehen, dass er einen Rückzieher gemacht hatte?

Gordon hatte diesen ominösen Braumeister in Verdacht, dass er Jamie in die falsche Richtung beeinflusst hatte. In seinen Augen war der Mann ein Träumer und ein Spinner, der mit seinen Ansichten, dass der Whisky nur in der alten Tradition und unter Aufsicht schottischer Brennmeister zu seiner einzigartigen Qualität heranreifen konnte, nicht hinter dem Berg hielt. Dabei war er keinesfalls ein alter Kauz, sondern ein junger agiler Kerl, den er nicht viel älter schätzte als sich selbst und dem die jungen Ladies reihenweise zu Füßen lagen. Aber Gordon war sich sicher, dass der eingebildete Brennmeister schon bald der Vergangenheit angehören und Portree auf schnellstem Weg verlassen würde, sobald der Verkauf über die Bühne gegangen war. Er konnte sich jedenfalls kaum vorstellen, dass dieser von sich überzeugte und stolze Kerl unter dem Dach der Dessos weiter für Dunvegan arbeiten würde. Einmal davon abgesehen, dass sie diesen Querulanten nicht weiterbeschäftigen würden.

Das alles ging Gordon durch den Kopf, während er über den Umschlag, in dem das Testament verwahrt wurde, strich. Er war sehr gespannt auf Donas Gesicht, wenn er Jamies letzten Willen verlas. Daneben auf dem Schreibtisch lag der Kaufvertrag mit dem Spirituosen-Konzern, den Dona sicher, ohne mit der Wimper zu zucken, unterzeichnen würde. Was seine geschäftlichen Pläne

anging, war Gordon jedenfalls äußerst zuversichtlich. So wie er sie kannte, würde sie ihm die Füße küssen, dass er sie mit einem Federstrich zu einer vermögenden Frau machte. Aber wie verhielt es sich mit seinem ganz persönlichen Plan?

Er setzte sich und strich sich nervös durch das volle dunkelblonde Haar, durch das sich noch immer keine einzige graue Strähne zog. In seine Gedanken drängte sich nun mit Macht der Streit, den er vor ein paar Tagen mit Jamie ausgefochten hatte, als der sich plötzlich geweigert hatte, den Vertrag mit dem Konzern zu unterzeichnen.

»Nur über meine Leiche«, hatte sein einstmals bester Freund und zukünftiger Schwiegervater gebrüllt, dass die Wände gewackelt hatten.

Gordon aber war vorerst ruhig geblieben und hatte mit Engelszungen auf seinen Freund eingeredet, diese Wahnsinnschance beim Schopf zu packen und an den Konzern zu verkaufen, und er hatte darauf verwiesen, dass sie sich doch einig geworden waren. Was er Jamie an dieser Stelle verschwieg, war die Tatsache, dass Mr Fuller von Dessos ihm ein großzügiges »Beraterhonorar« in Aussicht gestellt hatte, falls er Jamie endlich zum Verkauf dieser Goldgrube würde bewegen können. Eigentlich waren alle Bedenken ausgeräumt, und Gordon war an jenem Tag wie vor den Kopf geschlagen, weil sein Freund in seinen Augen einfach wortbrüchig wurde. Und ohne seine Unterschrift wäre die ganze Vorarbeit, die Gordon geleistet hatte, um den Vertrag einzutüten, umsonst gewesen. Das wollte und konnte er nicht akzeptieren, und seine Wut auf diesen Braumeister war nur noch mehr gewachsen. Er hatte es wirklich mit allen Mitteln versucht, Jamie ins Gewissen zu reden.

»Jamie, du hast eingeschlagen! Du kannst doch jetzt nicht einfach einen Rückzieher machen! Das ist deine letzte Chance, dass Dunvegan als Marke überlebt. Und Dessos ist